

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 5

Artikel: Der Krieg im Pazifik
Autor: Bernard, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-334272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

üblichen Amortisationsquoten und den Vorkriegspreisen für die eingeführte Kohle. Unter diesen Voraussetzungen ergibt sich ein relativ niedriger Nutzungssatz für die Kilowattstunde aufgewandter elektrischer Energie, so daß die Kreise der Elektroindustrie und der Elektrotechnische Verein diese Projekte ad acta gelegt haben.

Und doch ist diese Rechenmethode faschl. Volkswirtschaftlich gesehen, bedeutet eine durch großzügigen Ausbau unserer Elektrizitätswirtschaft erreichte *Einsparung an Heizkohle* nicht nur eine Reduktion des Raubbaues an Naturkräften, sondern auch eine wesentliche Steigerung der Ergiebigkeit der nationalen Arbeitsleistung.^{*)} Denn es werden dadurch die Aufwendungen für die arbeitslosen Bauarbeiter eingespart, die Umlernungskosten werden reduziert, die Steuereinnahmen des Staates aus dem Baugewerbe sinken nicht, im Baugewerbe angelegte Kapitalien werden nicht vernichtet. Und die Leistungsfähigkeit der gesamten schweizerischen Volkswirtschaft wird vergrößert, erhöht. Der Bau von großen Vorratspeichern für die Nutzung der elektrischen Energie des Sommers für die Raumheizung im Herbst und Winter (während die noch notwendige Heizung mit Kohle auf die Frühjahrsmonate beschränkt werden könnte) darf ebensowenig wie der Bau von Straßen, Schulhäusern und andern Einrichtungen vom privatwirtschaftlichen Rentabilitätsstandpunkte abhängig gemacht werden. Die Frage: «Was ist rentabel?» erfährt eben eine ganz anders geartete Beantwortung, ob es sich um den privatwirtschaftlichen oder den volkswirtschaftlichen Standpunkt handelt.

^{*)} In einem interessanten Bericht über die wirtschaftliche Bedeutung der Wärmepumpe führte in der Technikbeilage der «N. Z. Z.» vom 10. Dezember 1941 Prof. Dr. Bruno Bauer von der E. T. H. unter anderem aus: «Wir müssen uns zunächst darüber verstündigen, was unter «Wirtschaftlichkeit» zu verstehen ist... Nun hat aber jede einzelwirtschaftliche Maßnahme auch einen gemeinwirtschaftlichen Aspekt. Dieser weist etwa im Fall der Wärmepumpe auf den Vorteil der Verwendung landeseigener Energiequellen zur Wärmeerzeugung an Stelle des ausländischen Brennstoffs... Man muß als Gegenstück zur privatwirtschaftlich interpretierten Wirtschaftlichkeit auch von einer gemeinwirtschaftlich verstandenen Wirtschaftlichkeit einer technischen Einrichtung oder eines Verfahrens sprechen... *Die einseitige, einzelwirtschaftliche Definition der Wirtschaftlichkeit ist aus der vergangenen Epoche des ungehinderten freien Wirtschaftens entnommen worden.*» Wir sehen, Prof. Dr. Bauer deckt vollkommen unsere schon früher verfochtene Meinung, so auch, wenn er u. a. sagt: «Das Wärmepumpenwerk ist kein kriegsnotwendiges, rasch zu amortisierendes Uebel, vielmehr die neue, auf den landeseigenen Energiequellen aufgebaute Wärmezentrale...»

Der Krieg im Pazifik

Von François Bernard

Mit Japans Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten und Großbritannien ist der endgültige Schlußstrich unter ein viele Jahrzehnte umspannendes und von dramatischen Wendungen erfülltes Kapitel gesetzt

worden. Als um die Jahrhundertwende die Amerikaner im Verlauf des Krieges mit Spanien auf den Philippinen erschienen, zeigte sich Japan zunächst noch ziemlich desinteressiert oder tat doch jedenfalls nichts, um Amerika von diesem Schritt abzuhalten. Dafür fand die amerikanische Expedition ein deutsches Flottengeschwader vor, das Miene machte, ihr die Einfahrt in den Hafen von Manila zu versperren. Das nach Kolonien hungernde wilhelminische Deutschland war offenbar entschlossen, auch seinerseits etwas aus dem zerfallenden spanischen Kolonialbesitz für sich zu retten, und die dem asiatischen Festland vorgelagerten Philippinen erschienen ihm zu diesem Zwecke gerade das gegebene Objekt. Der deutsche Appetit war zu verstehen. Innerhalb des spanischen Kolonialbesitzes bildeten die Philippinen ein wahres Juwel. Das Land ist fruchtbar und besitzt eine intelligente Bevölkerung, die allerdings schon seit langem danach trachtete, die Fremdherrschaft von sich abzuschütteln, ein Umstand, den sich die Amerikaner weidlich zunutze gemacht hatten. Vor allem mußte der Besitz der Philippinen dem Deutschen Reiche aber wegen ihrer Lage verlockend erscheinen. Es erschien damals nur als eine Frage der Zeit, wann der «große Kuchen» China zur Aufteilung unter den Großmächten käme, und da war es auf jeden Fall nützlich, in nächster Nähe zu sein. Einmal auf den Philippinen, war man jederzeit in der Lage, in die Entwicklung einzugreifen. Aber unweit des deutschen Geschwaders kreuzte zur selben Zeit auch ein englisches, und mit England hatten sich die Vereinigten Staaten im Karibischen Meer in ein leidlich gutes Einvernehmen gesetzt, und jedenfalls betrachtete auch England die deutschen Aspirationen im Fernen Osten mit scheelen Augen. Dieser Sachlage inne geworden, drehte das deutsche Geschwader ab und machte auch weiter keine Anstalten, die Amerikaner bei ihrem Vorgehen zu hindern. Allerdings dauerte es noch drei volle Jahre, ehe sich die Amerikaner auf den Philippinen häuslich niederlassen konnten. So lange dauerten dort die inneren Kämpfe.

Der Besitz der Philippinen bereitete den Amerikanern von allem Anfang an Verlegenheiten. Eigentlich widersprach es dem Grundsatz der amerikanischen Verfassung, Kolonialpolitik zu betreiben. Solange es um amerikanische Gebiete wie etwa die Inseln im Karibischen Meer ging, konnte man Landerwerbungen mit etwas robuster Interpretation zur Not noch unter einen Hut mit den Gesetzen bringen. Eventuell behalf man sich, wie dies im Falle Kuba geschah, mit der Erklärung der Autonomie, wobei aber alle Vorsorge dafür getroffen war, daß die autonomen Staaten sich streng gemäß den amerikanischen Wünschen richteten, was freilich auch wieder gewisse Scherereien mit sich brachte. Dieses Rezept ließ sich auf die Philippinen nicht anwenden. Zwischen ihnen und Amerika lag der größte Ozean der Welt. Auf eine derart weite Entfernung war eine Kontrolle nicht möglich, und noch weniger war eine Erklärung als amerikanisches Staatsgebiet angängig, nachdem der Wille zur Unabhängigkeit unter den Philippinos sich so unbändig regte. Anderseits konnte man aber auch nicht einfach wieder sang- und klanglos abziehen. Schon die Anwesenheit des deutschen Geschwaders hatte es ja den Amerikanern klar gemacht, daß in diesem Falle möglicherweise eine andere Großmacht ihre

Flagge auf den Philippinen hissen werde. Und schließlich war es auch den Amerikanern nicht entgangen, daß allerhand Kräfte am Werke waren, um eines nahen Tages über das chinesische Riesenreich herzufallen.

Da war zunächst einmal das zaristische *Rußland*, das ständig dazu drängte, seinen Ausgang zum asiatischen Meer auf Kosten Chinas zu erweitern. Es hatte den großen Vorzug, mit China durch eine Landbrücke verbunden zu sein, weshalb man in ihm auch allgemein die größte Gefahr für China erblickte. Aber da war auch *Japan*. Allerdings wurden die Bedrohungen, die von ihm ausgehen konnten, zunächst noch gering eingeschätzt. Man wußte, daß Japan als einziger asiatischer Staat im Fernen Osten den europäischen Mächten mit scharfen Augen ihre neuartigen Produktions- und vor allem Rüstungsmethoden abgeguckt und mit Elan nachgeahmt hatte, erblickte darin aber anfänglich kaum viel mehr als eine Art Selbstschutz. Man sah es in Amerika, wie auch sonst in der Welt, nicht einmal ungern, als dieses Japan im Jahre 1905 den russischen Koloß mitten im Frieden — ähnlich wie jetzt den amerikanischen — mit wilder Verwegenheit ansprang und ihm schon nach kurzer Zeit eine Niederlage bereitete, von der sich der Zarismus nicht mehr erholt.

Die Vaterschaft des Friedens, der diesem Krieg zwischen Riese und Zwerg ein Ende setzte, ist damals allgemein dem Präsidenten *Theodore Roosevelt* zugesprochen worden, der darum zwei Jahre später mit dem Nobel-Friedenspreis ausgezeichnet wurde. Das ist, namentlich im Lichte der neuesten Ereignisse gesehen, wohl einer der größten Treppenwitze, die sich die Geschichte je geleistet hat. Denn mit seinem damaligen Sieg übernahm das Mikado-Reich im Fernen Osten praktisch die Rolle, die das Zarenreich bis dahin dort gespielt hatte, aber mit ungleich größerer Schläue und List. Und wenn sich Japan heute erdreisten konnte, die damals am Zarenreich verübte Herausforderung an den Vereinigten Staaten selber mit den gleichen Mitteln der Überrumpelung und der Täuschung zu wiederholen, so leitet es die Kraft dazu direkt aus jenem am 5. September 1905 in Portsmouth geschlossenen Frieden ab.

Es ist, viel später erst, bestritten worden, daß Roosevelt einen entscheidenden Einfluß auf die Stipulierung der Friedensbedingungen ausgeübt habe, aber unbestritten ist, daß die Vereinigten Staaten zu dem Frieden von Portsmouth einen außerordentlich bedeutungsvollen Beitrag dadurch lieferten, daß sie schon Monate vor dessen Unterzeichnung Japan wissen ließen, sie hätten keine Einwendungen gegen die Ausbreitung seiner Machtssphäre auf Korea. Bei diesem Handel spielten die Philippinen erstmals ihre so verhängnisvolle Rolle. Roosevelt gab die Zusicherung bezüglich Korea an Japan im Austausch gegen dessen Versprechen, die Philippinen aus dem Spiel zu lassen, eine Zusicherung, die es später, als es die Mandschurei annektierte, mit gleicher Feierlichkeit wiederholte, um sie schließlich doch nicht zu halten. Übrigens scheint Roosevelt den Friedensvertrag von Porthsmouth nie so zuversichtlich beurteilt zu haben, als wie man es damals für zweckmäßig hielt, die Welt glauben zu machen. Er sah die Komplikationen, die aus dem Sieg Japans für die Politik der Vereinigten Staaten resultieren könnten, mit ziemlich klarem Blick voraus, und wenn er nur wenig später die amerikanische Flotte nach dem Fernen Osten auf

Reisen schickte, so lag ihm wohl nicht zuletzt daran, auf die Japaner einen entsprechenden Eindruck zu machen und ihre weiteren Eroberungsgelüste zu dämpfen. Japan verstand den Wink und gab zunächst auch Ruhe, bis die Ereignisse ihm eine neue günstige Gelegenheit zu einem Vorstoß zu bieten schienen.

Dieser Augenblick kam mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges. Bekanntlich fand dieser Japan als aktiven Teilnehmer auf der Seite der Alliierten. Aber dem Klarblickenden konnte damals unmöglich entgehen, daß Japan nur äußerlich in einer Front mit den Alliierten stand und daß es diese nur als Deckung benützte, um seinen eigenen Krieg zu führen. Zunächst machte es sich über die verschiedenen deutschen Besitzungen im Fernen Osten her, wobei namentlich seine eigenmächtige Besetzung der verschiedenen deutschen Inseln im Pazifik sowohl die Engländer als die Amerikaner nicht wenig verschnupfen mußte, da diese auf halbem Wege zwischen Hawaii und den Philippinen lagen, aber Japan gleichzeitig auch Gelegenheit gaben, sich in bedrohlicher Nähe von Australien und dem ganzen zwischen diesem und Asien gelegenen Inselreich niederzulassen, das jetzt zum engeren Kriegsschauplatz geworden ist. Nicht genug damit, ging Japan auch ganz offen gegen China vor, um diesem schließlich ein Ultimatum zu unterbreiten, das auf einer Anerkennung der japanischen Vormachtstellung hinauslief. Das war eine direkte Herausforderung der Vereinigten Staaten, die hinsichtlich China stets die Politik der «offenen Tür» proklamiert hatten. Die Erregung war denn auch entsprechend groß. Washington schickte deswegen einen heftigen Protest nach Tokio, aber da man die Japaner im Osten brauchte, konnte man es nicht auf einen Bruch ankommen lassen und mußte sich schließlich zu einer Anerkennung der «besonderen Interessen Japans» bezüglich China verstehen, was vom Mikado-Reich als eine Art Blankovollmacht gedeutet wurde. Als dann gar das zaristische Reich zum Einsturz kam, sah Japan den Augenblick für nochmalige weitere Eroberungen auf dem asiatischen Festland, diesmal auf Kosten Rußlands, gekommen und organisierte zu diesem Zweck vom Osten her einen großen antibolschewistischen Feldzug, an dem sich auch Amerika beteiligte, nachdem Japan zuvor noch China in den Krieg gegen Deutschland hineingerissen hatte.

Der schließliche Kriegsausgang hat nicht alle Erwartungen, die Japan damals hegte, erfüllt. Die gewaltigen Rüstungen, zu denen Amerika im Kriege übergegangen war, hatten ihm, da Deutschland lange vor dem vollen amerikanischen Einsatz kapitulierte, ein großes militärisches Übergewicht gegeben, dem auch Japan Rechnung tragen mußte, zumal sich inzwischen auch die Zusammenarbeit zwischen Amerika und England verdichtet hatte. Damals wäre der Augenblick gewesen, Japan in seine Schranken zu verweisen und seinen Bedrohungen für immer ein Ende zu machen. Aber die Chance wurde verpaßt. Zwar wurde Japan zur Räumung der chinesischen Halbinsel Schantung sowie Ostsibiriens wie auch Nord-sachalins gezwungen, aber im übrigen blieb es ziemlich uneingeschränkt Herr über die eroberten Besitzungen und sah seine Machtstellung im Fernen Osten nochmals bedeutend erweitert.

Japan ruhte auch nicht lange auf den errungenen Lorbeeren aus. Sein

Programm war die Errichtung einer Hegemonie über das asiatische Festland. So war es schon im Jahre 1915 fixiert worden, und dieses Programm verfolgte Japan mit eiserner Konsequenz. Der erste neue Vorstoß zum Zwecke seiner Verwirklichung erfolgte im Jahre 1931 durch einen Angriff auf die Mandschurei. Damals riß sogar den Amerikanern endlich die Geduld, und sie ließen die Völkerbundsmächte verstehen, daß ein Sanktionenbeschluß, wie er in den Völkerbundssatzungen für solche Fälle vorgesehen war, von den Vereinigten Staaten unterstützt würde. Aber Genf zögerte und wimmelte die Proteste und Aufforderungen seines chinesischen Mitgliedes immer wieder unter fadenscheinigen Vorwänden ab. Noch die weittragendste Entscheidung, zu der man sich in Genf aufraffte, war die Entsiedlung einer Kommission nach dem Fernen Osten, die an Ort und Stelle eine Untersuchung vornehmen und feststellen sollte, ob dort wirklich ein Angriffsfall seitens der Japaner auf China vorliege. Die Absicht war, Japan zu einem gütlichen Einlenken zu bewegen. Schließlich quittierte Japan diese Nachsicht mit dem Austritt aus dem Völkerbund und setzte seinen Eroberungszug in der Mandschurei vollkommen ungehindert fort. Da das Eroberungsexperiment so glatt verlaufen war, steigerte sich noch Japans Appetit, und schon wenige Jahre später holte es zu einem neuen Schlag gegen China aus, den es bekanntlich als eine «Strafexpedition» deklarierte und der sich dann zu dem noch immer währenden japanisch-chinesischen Krieg auswuchs, der jetzt in den Weltkrieg einmündete.

Man kann nicht sagen, daß die Welt von dem jetzigen Vorgehen Japans überrascht worden sei. Der Warnungszeichen waren übergenug vorhanden. Dem Austritt aus dem Völkerbund folgte ein Jahr später die Kündigung des Washingtoner Flottenabkommens, und auch ein im Jahre 1936 ausgearbeitetes neues Abkommen wurde von Japan abgelehnt. Statt dessen trat es im September 1940 dem deutsch-italienischen «Stahlpakt» bei, nachdem es bereits im Jahre 1936 seine Unterschrift unter Hitlers Antikominternpakt gesetzt hatte. Es stimmt wohl, daß die deutsch-japanischen Beziehungen nach außen nicht immer kristallklar waren. So hat Deutschland noch bis in die allerjüngste Zeit diplomatische Beziehungen zu dem Tschunking-Regime unterhalten. Auch weiß man, daß deutsche Militärs wenigstens noch während der ersten Zeit des Krieges auf chinesischer Seite kämpften und daß Tschunking auch von Deutschland mit Kriegsmaterial beliefert wurde. Damals konnte man nicht selten in deutschen Zeitungen Abhandlungen antreffen, die die Widerstandskraft Chinas rühmten, wenn nicht gar ermunterten, und nicht minder bezeichnend ist es, daß erst vor wenigen Jahren in Deutschland ein China-Buch aus der Hand der früheren chinesischen Korrespondentin der «Frankfurter Zeitung», Abegg, erschien, das aus seinen Sympathien mit dem China Tschiang-Kai-Scheks kein Hehl machte. Offenbar hatte man es hier mit den Nachwirkungen einer gewissen Verärgerung zu tun. Deutschland hatte nach dem Weltkrieg große Anstrengungen zur Ausbreitung seines Absatzgebietes in China getan und dort sehr ansehnliche Erfolge zu verzeichnen. Japans Feldzug gegen China drohte diese Erfolge für immer zunichte zu machen, da in Deutschland kein Zweifel darüber bestand, daß Japan seine Vorherrschaft über China dazu benützen würde, alle andern Mächte von China abzudrängen und

diesen großen Markt ausschließlich für sich zu reservieren. Anderseits war nicht zu übersehen, daß die angriffige Politik Japans im Fernen Osten immer wieder für eine Deutschland willkommene Ablenkung Großbritanniens und Amerikas sorgte und daß die von Japan ausgehenden Bedrohungen die Großmächte zum Nachgeben in europäischen Fragen geneigter machten. So war die Politik Japans und Deutschlands in all den letzten Jahren wie durch ein System kommunizierender Röhren miteinander verbunden, was beiden die Erfolge erleichterte. Es war denn auch zu erwarten, daß ein Kriegsausbruch, gleichgültig ob er zuerst in Europa oder im Fernen Osten erfolgte, dieses Zusammenwirken noch vervollkommen und schließlich zur Bildung einer gemeinsamen Kampffront führen würde. Schon bisher sah sich England in seinen Bewegungen ständig durch die Gefahr im Osten am Einsatz des vollen Gewichts seiner Flotte und seines Rüstungsmaterials gegen die Achsenmächte gehemmt, und nun wird es durch das Losschlagsen Japans zusammen mit den Vereinigten Staaten in einem Maße in Anspruch genommen, daß die Achsenstaaten sich wie von einem quälenden Alldruck befreit sehen.

Es ist offenkundig, worauf ihre Hoffnungen vor allem und in erster Linie gerichtet sind. Die Zeit rückte immer näher, wo das amerikanische «Waffenarsenal» sein Gewicht auf die Kriegsentscheidungen geltend machen konnte. Es war wohl auch nur eine Frage von Wochen oder Monaten, wann die Vereinigten Staaten an die Seite Englands und seiner Alliierten rücken würden, nachdem sie bereits ganz offen mit diesen — man denke nur an die Besprechungen im Atlantik und in Moskau — konferierten. Angesichts des Engagements, das Amerika für die sichere Durchführung seiner Transporte übernommen hatte, konnte jeder Tag den Anlaß hierzu liefern. Was hier für die Achsenmächte zu befürchten stand, darüber hat der letzte Weltkrieg eine unvergeßliche Aufklärung gegeben. Es waren die amerikanischen Waffen und die amerikanischen Soldaten gewesen, die letzten Endes den Krieg damals zugunsten der Alliierten entschieden. Amerika kam England und Frankreich in dem Augenblick zu Hilfe, da alle Chancen auf Seiten ihrer Gegner zu sein schienen. Rußland war entscheidend geschlagen, und schon flammten die ersten Signale innerer Revolutionen auf. Frankreich hatte den verschiedenen Anstürmen nur mit einem solchen Übermaß an Einsatz zu trotzen vermocht, daß es nahe am Verbluten war, und in England waren die Wochen, für die es noch mit Lebensmitteln versehen war, bald an den Fingern einer Hand abzuzählen. Die Katastrophe schien für die Alliierten unaufhaltsam. Aber Amerikas Eintritt in den Krieg riß das Steuer des gefährdeten Schiffes wie mit dem Griff einer Riesenhand herum.

Schon die Tatsache des amerikanischen Kriegseintritts allein genügte, um die Alliierten mit neuer Zuversicht zu erfüllen und sie alle ihre Kräfte noch einmal zusammenraffen zu lassen.

Die materielle Hilfe Amerikas trat freilich nicht schon sofort in Erscheinung. Aber als Ludendorff im März 1918 seine große Offensive lancierte, standen bereits einige amerikanische Divisionen mit bester und modernster Ausrüstung auf französischem Boden, und im Juli, als er zum großen und entscheidenden Nachstoß ausholte, standen bereits 275 000

Amerikaner an der französischen Front und bildeten deren eigentliches Rückgrat. Sie waren es, die die Deutschen aufhielten und Ludendorffs Kriegsplan zunichte machten. Aber noch immer kamen neue amerikanische Truppen in französischen Häfen an. Als der Krieg zu Ende ging, war ihre Zahl auf rund 2 Millionen gestiegen. Und es waren nicht nur etwa Uniformierte, die Amerika nach Europa geschickt hatte. Es waren alles wohl ausgebildete und unerschrockene Truppen, den besten deutschen Soldaten durchaus ebenbürtig, was sie dann auch bei der Ende September von Foch geleiteten Gegenoffensive durch ihr siegreiches Vordringen bis Sedan vor aller Welt bewiesen. Und fast noch einmal soviel Truppen standen in Amerika verschiffungsbereit, da man in den Vereinigten Staaten mit der Entscheidung eigentlich erst für das Jahr 1919 gerechnet hatte. Es war, als hätten die Amerikaner diese Heeresmassen einfach aus dem Boden gestampft, so unfaßbar mußte ihre Leistung dem Außenstehenden damals erscheinen. Sie, von denen kurz vorher noch ein Helfferich im Deutschen Reichstag höhnisch erklärt hatte, daß sie «nicht schwimmen und nicht fliegen» könnten, standen plötzlich in solchen Massen vor den Deutschen, daß ihnen förmlich schwarz vor den Augen zu werden begann.

Niemand bezweifelt es heute mehr: es waren diese amerikanischen Heeresmassen, die Ludendorff den Kopf verwirrten und ihn so rasch zur Kapitulation zwangen, nachdem er sich kurz zuvor noch durchaus guten Glaubens als der sichere Beherrscher der Lage wähnte.

Man kann diese Leistungen Amerikas nur verstehen, wenn man zugleich ihre wirtschaftlichen Anstrengungen zur Erreichung des Sieges in Erinnerung ruft. Die ganze Produktion wurde wie auf Kommando auf die Bedürfnisse des Krieges ausgerichtet und umgestellt. Aus dem Nichts war eine riesige Handelsflotte von 10 Millionen Bruttoregistertonnen entstanden. Amerikas Roheisenerzeugung stieg von 23 Millionen Tonnen im Jahre 1914 auf rund 40 Millionen Tonnen im Jahre 1918, die Rohstahlproduktion in derselben Zeit von 24 auf 46 Millionen Tonnen. Etwa im gleichen Verhältnis vermehrte sich die Maschinenproduktion. Alles, was die Vereinigten Staaten an Reserven besaßen, wurde von ihnen mobilisiert und in den Dienst des Krieges gestellt. Nie ist eine größere, eine gigantischere Kraftanstrengung eines Landes erlebt worden. Erst in dieser scheint sich Amerika seiner gewaltigen wirtschaftlichen Energien bewußt geworden, aber auch erst auf die ungeahnten Möglichkeiten hingewiesen worden zu sein, die sich ihrer Auswertung noch öffneten.

Die riesige Produktionssteigerung, die die Vereinigten Staaten dann in den zwanziger Jahren zu verzeichnen hatten und die die ganze Welt unter den Eindruck eines «Wirtschaftswunders» setzte: hier, in den Leistungen des Krieges hatte sie ihren eigentlichen Ursprung. In jenen Jahren hatte es all die neuen Techniken der Massenproduktion am fließenden Band unter Anwendung rationellster Methoden auf breitestem Basis entwickelt, nachdem es sie vereinzelt schon vorher da und dort praktiziert hatte. Der damit eingetretene Umschwung sei an einigen wenigen Feststellungen demonstriert, die der kürzlich erschienenen Arbeit des Zürcher Professors Max Silberschmidt «Der Aufstieg der Vereinigten Staaten von Amerika zur Weltmacht» entnommen sind: «Die Nahrungs-

mittel, die von 1876 bis 1880 fast 50 Prozent der Ausfuhr bestritten hatten, neben 32 Prozent Rohstoffen und 18 Prozent Halb- und Fertigfabrikaten, machten von 1901 bis 1905 34 Prozent neben 30 Prozent Rohstoffen und 36 Prozent Halb- und Fertigfabrikaten aus. In den durch den Krieg beherrschten Jahren 1915 bis 1920 war die Position für Lebensmittel 27 Prozent, für Rohstoffe 18 Prozent und für Halb- und Fertigfabrikate 55 Prozent und 1926 bis 1930 war das Verhältnis: Lebensmittel 16 Prozent, Rohstoffe 24 Prozent, Halb- und Fertigfabrikate 60 Prozent.»

Die Vereinigten Staaten waren zum großen Industrieexportland aufgestiegen. Das schloß aber auch ein verstärktes Interesse an der Offenhaltung der Weltabsatzmärkte für Industrieprodukte ein und zwang die Vereinigten Staaten, allen Versuchen einer Hegemonieerrichtung durch andere Länder entschlossen entgegenzutreten, da ihr Gelingen gleichbedeutend mit dem Verlust unentbehrlich gewordener Absatzmärkte gewesen wäre. Ob die amerikanische Union wollte oder nicht: die Entwicklung ihrer Industrieproduktion vertrug sich nicht mehr mit der Idee einer Isolierung vom Geschehen in der übrigen Welt. Sie mußte sich einmischen, und wenn sie noch während des letzten Weltkrieges Japan «besondere Rechte» auf dem asiatischen Festland und insbesondere gegenüber China zuzuerkennen in der Lage war: mit dem Übergang vom industriellen Importstaat zum industriellen Exportstaat fiel diese Möglichkeit dahin, wenn die Vereinigten Staaten sich nicht den Lebensfaden abschneiden lassen wollten. So kamen sie auch von selbst auf die einst von ihnen proklamierte Politik der «offenen Tür» zurück und gaben namentlich Japan immer deutlicher zu verstehen, daß jede weitere Verletzung dieses Prinzips für sie untragbar wäre. Darum animierten sie den Völkerbund im Jahre 1931/32, gelegentlich des japanischen Vorstoßes in der Mandschurei, zur Durchführung von Sanktionen und versicherten Tschiang-Kai-Schek bei dem neuen Angriff im Jahre 1937 ihrer vollen Unterstützung, was die Japaner selbstverständlich mehr und mehr verbittern mußte. Von da an entwickelte sich alles mit messerscharfer Logik. Höchstens mochte man, wie es wohl da und dort in Amerika geschah, der Meinung sein, Japan werde im letzten Augenblick einlenken und die Tollkühnheit einer kriegerischen Kraftmessung mit den Vereinigten Staaten schon angesichts des gewaltigen Unterschiedes im Kriegs- und Wirtschaftspotential beider Länder einsehen.

Indessen gab es auch für Japan ein Gesetz der Logik. Von jeher hatte es alle seine Wirtschaftsenergien auf die Errichtung einer Hegemonie über Asien ausgerichtet. Japan ist der einzige Staat, der ein großes Landheer und eine große Flotte zugleich hat. Da es diese kriegerische Ausrüstung unter denkbar ungünstigen wirtschaftlichen Voraussetzungen schuf, bürdete es dem Volke ungeheure Lasten auf und verteuerte gleichzeitig seine Friedensproduktion in einem Grade, daß sie jede Aussicht auf internationale Konkurrenzfähigkeit aufgeben, weshalb Japan versuchen mußte, sich einen industriellen Markt mit andern Mitteln als denen des Wettbewerbes zu sichern. Mit andern Worten: es mußte auf gewaltsame Eroberungen ausgehen, wenn seine Wirtschaft weiter leben und nicht in der kalten Luft der internationalen Konkurrenz tödlich erstarren sollte.

Sehr mit Recht hat Japans Ministerpräsident *Tojo* noch vor dem Überfall auf Hawaï erklärt, daß Japan an einem entscheidenden Wendepunkt seiner Geschichte angelangt sei, der sowohl seinen Aufstieg zu neuem Glanz, aber auch seinen Niedergang einleiten könne. Allerdings gilt dies nicht von Japan als Land, als vielmehr von seiner heutigen politischen und wirtschaftlichen Form, die bekanntlich die alte Form eines überlebten Feudalismus mit künstlich aufgepropftem Industrialismus ist.

Über eine Voraussetzung für die Planwirtschaft

Von Alfred Weibel

Ohne ein durchorganisiertes Rechnungswesen ist die Planwirtschaft unmöglich. Nicht nur der Privatbetrieb kann an den Folgen einer mangelhaften Buchhaltung Schaden leiden, sondern eine ganze Volkswirtschaft. Was aber ist Buchhaltung? Kurz ausgedrückt: das Aufschreiben der Geschäftsvorfälle. Es ist nur die Frage, wie dieses Aufschreiben vor sich geht. Zweckmäßig kann es nur sein, wenn es geordnet geschieht. Für die Ordnung garantiert aber nur der durchorganisierte Kontenplan. Man kann sagen, daß dieser Kontenplan die vollständige Reproduktion des Geschäftes und Betriebes sein soll. Als Inventar zeigt er uns den Vermögens- und Kapitalaufbau, als Betriebsrechnung ist er der Branche angepaßt, der Geschäftsnatur. Das neue Rechnungswesen spricht von den Kostenstellen, wenn es sich um eine Abteilung der Produktion handelt, und von den Kostenarten, die dieser Kostenstelle belastet werden müssen. Ein Betrieb, der beispielsweise in fünf verschiedene Betriebe zerfällt, um ein Produkt zu fertigen, wird im Kontenplan fünf Kostenstellen aufweisen, von denen jede die sie betreffenden Kostenarten aufnimmt. Das Ende einer Rechnungsperiode zeigt, wieviel Kosten in der Kostenstelle entstanden sind, um ein Produkt ganz oder teilweise herauszubringen. Die Kosten des allgemeinen Betriebes und der Verwaltung werden nach dem Verhältnis der Produktivkraft der einzelnen Kostenstellen umgelegt.

Dazu wird der Betriebsabrechnungsbogen benutzt, ein noch unter der Weimarer Republik von einem großen deutschen Wirtschaftsrat entworfenes Mittel zum Zwecke der Selbstkostenrechnung und des Branchenvergleiches. Vertikal sammelt er die Kostenarten der Betriebsbuchhaltung pro Kostenstelle. Hierdurch erfahren wir die Höhe der Produktionskosten. Horizontal können wir durch Queraddition die Summe der Kostenarten in sämtlichen Kostenstellen ermitteln. Dieser Betriebsabrechnungsbogen ist pro Branche typisiert. Gestützt auf seine Ergebnisse sind Betriebsvergleiche in der Branche möglich und die «Durchleuchtung» der Wirtschaft.

Der Betriebsabrechnungsbogen vermittelt Kostenkenntnis, er läßt aber auch berechnen, wie die unproduktiven an den Produktivkosten